

Jüdische Geschichte im preußischen Osten

Stephanie Zloch

Wenn am Georg-Eckert-Institut didaktische Materialien entwickelt werden, geht es nicht nur um methodische Innovationen, sondern auch immer wieder darum, »weiße Flecken« in der historisch-politischen Wahrnehmung aufzuarbeiten. Einen solchen, gegenwärtig noch recht beträchtlichen »weißen Fleck« stellt die jüdische Geschichte in den ehemaligen deutschen Ostgebieten dar. Einen ersten Überblick über die bisherigen, vor allem aber über die noch zu leistenden Forschungen gab am 2. und 3. November 2011 die internationale Konferenz »Das war mal unsere Heimat...⁴ Jüdische Geschichte im preußischen Osten« in Berlin, die gleich von einer ganzen Reihe von Institutionen organisiert wurde: von der Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung, von der Stiftung Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum, von der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas, vom Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin, vom Lehrstuhl für Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert mit Schwerpunkt Nationalsozialismus an der HU Berlin sowie vom Willy Brandt-Zentrum der Universität Wrocław.

Die abendliche Auftaktveranstaltung am 2. November stand ganz im Zeichen eines Zeitzeugengesprächs mit der gebürtigen Breslauerin Karla Wolff, die als Tochter einer christlichen Mutter und eines

jüdischen Vaters mit Glück die Verfolgung der Juden in Schlesien überlebte und 1947 nach Palästina emigrierte. Zuvor hatte es, im Anschluss an das Grußwort von Bundestagsvizepräsident Wolfgang Thierse, Kurzpräsentationen deutscher und polnischer Initiativen gegeben, die sich der Wiederentdeckung und materiellen Restaurierung des historisch-kulturellen Erbes der ehemaligen deutschen Ostgebiete widmen. Am folgenden Tag trat dann schnell zutage, wie unterschiedlich die Sichtweisen auf das Konferenzthema ausfielen. Stefanie Schüler-Springorum (Berlin) postulierte als vorrangige Forschungsaufgabe, die Verbindungslinien zwischen der »allgemeinen« deutschen Geschichte und der deutsch-jüdischen Geschichte zu stärken. Dieser Aufforderung kamen in der von ihr geleiteten Sektion vor allem die Beiträge von Mathias Seiter (Portsmouth) und Philipp Nielsen (New Haven) nach. Seiter zeigte am Beispiel der Regionalgeschichtsforschung in der kaiserzeitlichen Provinz Posen, welche große Rolle deutsche Juden bei der Konstruktion von »Heimat« und Nation spielten, und Nielsen richtete den Blick auf das bislang nur wenig beachtete Phänomen der Beteiligung deutscher Juden an deutschnationalen und rechtsradikalen Bewegungen. Der »Heimat«-Begriff wurde allerdings im weiteren Verlauf der Konferenz wiederholt hinterfragt. Am eindringlichsten gelang dies Maximilian Eiden (Görlitz), der den »Verband ehemaliger Breslauer und Schlesi-

er in Israel« anhand von dessen Publikationen und Periodika vorstellte. »Heimat« war für die Mitglieder dieses Heimatvereins demnach weniger die Erinnerung an konkrete Orte und Dinge, als vielmehr an menschliche Begegnungen und Freundschaften. Weitere Schritte in diese Richtung ging der anschließende Beitrag von Stephanie Zloch (Braunschweig), die bei ihrer Konzeption didaktischer Materialien zur jüdischen Geschichte in Ostpreußen besondere Aufmerksamkeit auf Leben und Werk des Architekten Erich Mendelsohn und der Philosophin Hannah Arendt richtete. Gerade am Beispiel der in Königsberg aufgewachsenen Arendt ließ sich die Fragilität, seit der Emigration in den 1930er Jahren ja sogar das Verschwinden eines räumlich gefassten »Heimat«-Begriffs zeigen, während das Netzwerk Königsberger familiärer und freundschaftlicher Bindungen zeitlebens eng geknüpft blieb. Bei der deutsch-jüdischen Konstruktion von »Heimat« in den ehemaligen deutschen Ostgebieten fand sich oft genug aber auch ein Moment der Abgrenzung gegenüber den benachbarten Juden in den Staaten Mittel- und Osteuropas. Dabei handelte es sich, anders als es in der deutschen Perspektive erscheinen mochte, nicht durchweg um »Ostjuden«, sondern auch um assimilierte polnische, russische oder litauische Juden, wie Katrin Steffen (Lüneburg) in ihrem Diskussionsbeitrag unterstrich. Dem von ihr und Ingo Loose (Berlin) eingeforderten beziehungs- bzw. verflechtungsgeschichtlichen Ansatz folgten dann

vor allem die Beiträge von Achim Wörn (Würzburg) zur jüdischen Bevölkerung in Stettin 1945 – 1950 und Helga Hirsch (Berlin) zur jüdischen Bevölkerung in Niederschlesien 1945 – 1957. In der frühen Nachkriegszeit war es in den Städten des ehemaligen deutschen Ostens und des neuen polnischen Westens eine durchaus geläufige Konstellation, dass deutsche und polnische Juden, die dem Holocaust entkommen waren, nebeneinander lebten. Antisemitische Ausschreitungen und die Hoffnung auf ein besseres Leben in Palästina, zumindest aber im Westen, führten in der Folge aber zu tausendfachen Migrationsentscheidungen. Lohnenswert wäre es, den weiteren Weg der Migranten zu untersuchen, denn offenbar kam es im Westen mitunter zu einem bemerkenswerten Wandel von Identitäten: einst »polnische Juden«, die als DP's nach Deutschland kamen und dort blieben, definieren sich, gerade in den heutigen jüdischen Gemeinden mit ihrer großen Zahl an Zuwanderern aus den postsowjetischen Staaten, mittlerweile oft selbst als »deutsche Juden«.

Keine leichte Aufgabe war es für die abschließende Diskussion, die auf der Konferenz vorgestellten heterogenen Ansätze zu bündeln. Ist die Forschung bereits reif für eine große Synthese, für eine Kultur- und Gesellschaftsgeschichte des deutschen Ostens insbesondere im 20. Jahrhundert, wobei die jüdische Bevölkerung einen gewichtigen Anteil einzunehmen hätte? So jedenfalls regten es Stefanie Schüler-Springo-

rum und Helga Grebing (Berlin) an. Oder aber ist hierfür erst noch weitere empirische »Kärnerarbeit« zu leisten, wie Andreas Kossert (Berlin) zu Bedenken gab? Eine empfindliche Forschungslücke stellt insbesondere die Geschichte von NS-Verfolgung und Holocaust dar, die auf der Konferenz nur durch einen Überblick von Ingo Loose (Berlin) für die ehemalige Provinz Posen, die Präsentation eines autobiographischen Dokuments von Avner Ofrath (Berlin) oder im Spezialthema der Deportation ostpreußischer Juden durch die Reichsbahn von Alfred Gottwaldt (Berlin) gestreift wurde. Vor allem aber ist eine Grundsatzentscheidung zu treffen: Auf der einen Seite steht die Auffassung, die Geschichte der ehemaligen deutschen Ostgebiete in erster Linie in die »allgemeine« deutsche Geschichte zu integrieren, wobei als Begründungszusammenhang das »deutsche kulturelle Erbe« dient. Auf der anderen Seite stehen Überlegungen, die ehemaligen deutschen Ostgebiete im Rahmen einer transnational und vergleichend orientierten Regionalgeschichte zu untersuchen. Wichtige Impulse gab dazu Tobias Brinkmann (State College, Pennsylvania), der mit seiner Fallstudie zu einheimischen und zugewanderten Juden in der Freien Stadt Danzig zwischen den beiden Weltkriegen migrationsgeschichtliche Theorien veranschaulichte und einen Vergleich mit dem internationalen Viertel in Shanghai nahelegte. Die wechselseitige Beeinflussung von deutschen und mit-

tel- bzw. osteuropäischen Juden, die vielfältigen Verbindungslinien zu Palästina und Israel oder paradigmatische Lebensläufe von Kosmopoliten wie Hannah Arendt und Erich Mendelsohn gaben diesen Überlegungen weitere Nahrung. Schließlich hatten schon die Kurzpräsentationen am ersten Konferenzabend angedeutet, wie ertragreich für die Geschichte der ehemaligen deutschen Ostgebiete die wissenschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit mit Kollegen insbesondere aus Polen, aber auch aus Russland oder Litauen sein kann. Die Waagschale scheint sich daher insgesamt eher der zweiten Seite zuzuneigen: In der abschließenden Diskussion der Berliner Konferenz kam es wiederholt zu Plädoyers für eine noch stärkere internationale Öffnung des Forschernetzwerks.